

Das Tabernakel des Pfarrers von Schwanau : zur Kritik des religiösen Liberalismus in Kellers Novelle "Das verlorene Lachen"

Autor(en): **Bänziger, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **70 (1990)**

Heft 6

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-164782>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Hans Bänziger

Das Tabernakel des Pfarrers von Schwanau

Zur Kritik des religiösen Liberalismus in Kellers Novelle
«Das verlorene Lachen»

Die letzte Erzählung des zweiten Bandes «Die Leute von Seldwyla» (1874) zeigt, wie ein lebensfrohes junges Paar sich fremd wird, weil ökologische und kirchliche Wertmassstäbe für sie zeitweilig in den Vordergrund treten. Jukundus Meyenthal aus Seldwyla und Justine Glor aus Schwanau stammen aus verschiedenen sozialen Verhältnissen, haben aber gottlob «*die gleiche gemeinsame Heimat*», aus der die mit gutem Lachen Begabten kommen. So die Feststellung des Autors gleich zu Beginn (Seite 308 der Fränkel-Edition). Aber das Lachen vergeht ihnen; Jukundus sorgt sich um eine schöne Eiche, ärgert sich über die Baumschlächterei und die Geldgier seiner Mitbürger, die das Geld wichtiger nehmen als die Gesundheit der Natur. Heute würden wir sagen, er sei umweltbewusster als die anderen. Der Autor vermerkt einmal (334) eine gewisse Naivität in seinem Idealismus. Justine interessiert sich mehr für die geistliche Umwelt. Sie merkt, dass der idealistische Freund dem Betrieb ihrer geschäftstüchtigen Eltern wohl nicht gewachsen ist. Nicht nur deshalb werden die Botschaften des erfolgreichen und betriebsamen Pfarrers von Schwanau für sie immer wichtiger. Der Pfarrer passt offenbar recht gut zu den reichen Bewohnern jener Ortschaft am Zürichsee.

Er predigt modern und will vor seiner lernbegierigen Gemeinde kein Blatt vor den Mund nehmen. Unter anderem verkündet er, der frühere Glaube an einen persönlichen Gott sei für aufgeschlossene Menschen nicht mehr akzeptabel. Das klingt für moderne Leser, die etwas von der «Oben-ohne-Theologie» gehört haben, sehr vertraut. Die Konsequenzen des aufgeschlossenen Theologen sind in sprachlichen Details allerdings ausgesprochen zeitbedingt, das heisst passen zur Mentalität der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts; damals begann der Text die heutige Gestalt anzunehmen. Gerade weil man aufgeklärter geworden sei, sagt der Pfarrer, müsse jetzt das Tabernakel des Unbestimmten höher gestellt werden. Hier einige Predigtstellen, die Keller bezeichnenderweise in der indirekten Rede und in verallgemeinernder Form mitteilt:

Das göttliche Wort sei demnach unsterblich und heilig und seine Verwaltung heilig und weihevoll. Nach wie vor stehe der Tabernakel aufgerichtet, um welchen alle sich scharen sollen, die nicht an trostloser Leere des Herzens zugrunde gehen wollen. Ja, das geheimnisvolle Ausfüllsel des Tabernakels bedürfe mehr als je der Weihenden und räuchernden Priester, als Lenker der hilflosen Herde. Keiner dürfe hinter dem Tabernakel herumgehen, sondern jeder müsse sich vertrauensvoll an dessen Verwalter wenden. (355f.).

Der Verdacht, die negative Charakterisierung des Geistlichen und seiner Predigt sei gegen das Freimaurertum gerichtet, lässt sich weder richtig begründen, noch ganz entkräften. Keller hat in der ersten Fassung des «Grünen Heinrich» das Logenwesen als Geheimnistuerei, ja einmal als Verdrehtheit beurteilt, und im «Verlorenen Lachen» mit den «dunklen Seelen» im Kreise der Sektierer Ursula in Verbindung gebracht (407). Es gibt jedoch keine gewichtigen Dokumente, die ein ausdrückliches Antifreimaurertum Kellers mit Recht annehmen lassen. Seine satirisch gefärbte Darstellung des Pfarrers von Schwanau ist eher persönlich und kirchensgeschichtlich begründbar.

Bereits drei Zeilen nach den zitierten Erbaulichkeiten entlarvt sich dieser selbst, besser: der Erzähler zeigt durch ein den Erbaulichkeiten fremdes Bild die versteckten Absichten des frommen Mannes. Die Priester, so der Prediger, «seien erbötig, überall nach wie vor zu helfen und beizustehen, dass die Wurst am rechten Zipfel angeschnitten würde. Nur verlangen sie dafür Heilighaltung des Tabernakels des Unbekannten». Jeder aufmerksame Leser fragt sich mit Recht, ob die biedereren Schwanauer die diskrepante Bilderfolge «Tabernakel» — «Wurstzipfel» ohne zu lachen aufgenommen haben. (Der Prediger selber hat bald nichts mehr zu lachen; er versagt in seinem Amt aufs jämmerlichste und muss schliesslich gestehen, dass nichts in seinem Tabernakel sei: 399.) Kellers Dekonstruktionskunst ist, nicht nur in diesem Falle, erstaunlich. Die fast rätselhafte Verwendung des Wortes «Tabernakel» durch einen protestantischen Geistlichen ist übrigens selbst in den bewundernswerten Anmerkungen Jonas Fränkels nicht erläutert worden.

Der Stilbruch in der Predigt und die ganze Pfarrerkarikatur hängen unter anderem mit Kellers Vorbehalten gegenüber der Gruppe der damaligen «Reformtheologen» zusammen.

In der Peterskirche predigte seit 1871 der zu dieser Gruppe gehörende, aus Süddeutschland stammende Pfarrer Heinrich Lang. Sein Erfolg ist — in der Konsequenz, keineswegs in der historischen Relevanz — beinahe zu vergleichen mit dem seines berühmten Vorgängers Johann Caspar Lavater. Vorher hatte Lang während acht Jahren sein Amt erfolgreich in Meilen ver-

sehen. Die Gruppe der «Reformtheologen» war in Süddeutschland und einigen Gegenden der Schweiz sehr aktiv. Lang war nach dem Zeugnis kompetenter Zeitgenossen auch im Forum der Liberalen, dem «Verein für freies Christentum», der führende Kopf. Verein und Bewegung vertraten ähnliche Ideen wie der 1863 gegründete «Deutsche Protestantenverein».

Lang wirkt in seinen Predigten bedeutend. Einmal spricht er «Über das Recht des Zweifels», ein andermal (in der Rede «Die Unkirchlichkeit unserer Zeit») sagt er, in einem Stil, der mit dem Kellers deutlich kontrastiert, an die Stelle des kirchlichen Lehramtes werde jetzt «*das freie Prophetentum treten: von Gott begeisterte Männer, Dichter und Denker, welche aus ihrer Kammer heraus die Feuerzeichen des Geistes aufpflanzen*». So sei die Kirche «*verschwunden aus der neuen Zeit. Arme Kirche!*»¹

Es ist hier nicht der Ort, die an sich rühmliche Absicht der Erneuerer zu diskutieren, das immer wieder morsche Gebäude der evangelischen Kirche mit frischem Leben zu füllen. Walter Nigg in seiner Geschichte des religiösen Liberalismus (1937) und Rudolf Pfister im letzten Band seiner Schweizer Kirchengeschichte (1984) haben das getan. Von diesen und auch zeitgenössischen Gewährsleuten wird der Ernst der Erneuerer anerkannt, und in den Schriften Langs oder anderer Reformtheologen ist, soweit ich sehe, nichts von sprachlicher Geheimnistuerei: der Verwendung eines katholischen Begriffs wie «Tabernakel» zu finden. Gleichwohl hat z. B. Pfister bei manchen Liberalen einen gewissen Absolutheitsanspruch festgestellt, und der Theologe Alois E. Biedermann in seiner Gedächtnisschrift für Lang (1876) beim Verstorbenen trotz der allgemeinen Hochachtung gar eine Neigung zu Phrasen.

Keller ist ein Leben lang weltanschaulichen Befreiungsbewegungen keineswegs abgeneigt gewesen. Seine Ablehnung der liberalen Reformer hatte subjektive und theologische Gründe.

Heinrich Lang griff am 8. September 1871, also zur Zeit kurz vor der endgültigen Bearbeitung des «Verlorenen Lachens», in der «*Zürcherischen Freitagszeitung*» unter dem Titel «Heureka» Stil und Mentalität des letzten Bettagsmandates der Zürcher Regierung an, ohne angeblich den Verfasser zu kennen. Lang warf dem Verfasser nichts weniger als einen verzwickten, geschraubten, schwülstigen Stil vor. Man darf wohl Kellers späterer Behauptung Glauben schenken, er habe eine solche Kritik nicht ernstgenommen. Doch Sticheleien aus beiden Lagern blieben nicht aus. Lang soll, so Keller, am 29. Juli 1875 in einem Brief an Friedrich Theodor Vischer, eine Zeitlang wie verhext gewesen sein, das heisst beinahe im Stil des karierten Pfarrers von Schwanau gepredigt haben.

Lang hat am Eidg. Bettag 1872 dann eine Predigt in St. Peter gehalten, die zwar nicht «*verzwickt und geschraubt*» war, dafür rhetorisch-wortgewaltig, streckenweise auch polemisch gegen das schwarze und rote Gespenst

des Katholizismus und Kommunismus gerichtet. Zwei seiner kunstfertigen Sätze mögen als Beispiel genügen: *«[Unser Wissen] zeigt uns in Allem, was geschieht, die natürlichen Ursachen, die in der Welt selbst liegen, und indem es mit Recht (den Mann über den Wolken), das sogenannte höchste Wesen als ein neben und ausser der Welt bestehendes Einzelwesen verwirft, entschwindet ihm so leicht der Gottesgedanke überhaupt.»* Am Schluss dann aber: *«So wollen wir uns heute in allen Stücken demüthigen unter die gewaltige Hand Gottes.»*

Detaillierte Angaben zur persönlich geprägten Auseinandersetzung zwischen Keller und Lang findet man leicht in Carl Helblings Kommentaren der kritischen Gesamtausgabe, speziell zu Kellers Replik «Ein nachhaltiger Rachekrieg», die 1879 in der «NZZ» erschien. Nachzutragen wäre allenfalls ein Wort über den gesellschaftlichen Hintergrund. Keller und Lang besuchten mitunter die gleichen literarischen Salons in Zürich und Feldmeilen, die der Wesendoncks und Willes. Wagner war in diesen teilweise ausgesprochen deutschnational orientierten Kreisen lange das bewunderte Idol. Ob Kellers Abneigung gegen solche Gruppierungen bei der Karikatur des Pfarrers eine gewisse Rolle gespielt hat oder ob er gar Meilen mit Schwanaus assoziierte, kann wohl nie geklärt werden.

Eher überblickbar und wichtiger scheinen mir die religionsgeschichtlichen Hintergründe der Auseinandersetzung. Kellers Glaube ist wie der jedes grossen Dichters theologisch kaum fassbar. Bald möchten wir von fröhlicher Weltfrömmigkeit, bald von einem mit dem Christentum verwandten Vertrauen in eine bessere Zukunft sprechen. Als Politiker und Freund der Armen hielt er auf Freiheit, als Feind religiöser Doktrinen und verschwommener Religiosität hielt er auf nüchterne Unterscheidungsfähigkeit. Nach seiner *«tiefen Überzeugung»*, schreibt er 1875 Vischer, ist *«die sozial konventionelle freie Theologie und Kirchlichkeit nicht haltbar; und der vulgäre Glaube, etwas müsse sein wegen der Plebs»*, werde wie jede *«Selbstanlügerei»* einmal ein schlimmes Ende nehmen.

Seine Vorbehalte gegen allzu fortschrittlich gesinnte Christen oder gegen Atheisten sind vor und nach der Begegnung mit Feuerbach eindeutig. (Sie sind dokumentierbar, genau wie seine hartnäckige Kirchenfeindlichkeit. Diese hält sich indessen im Rahmen der üblichen Kirchenfeindlichkeit fast aller bedeutenden Schriftsteller der letzten zwei bis drei Jahrhunderte².) Im 24. Sonett der Gedichtsammlung von 1846 spottet er über den *«Atheisten von Profession»*, der nur vom *«Atheismus-Knochen lebt»*. Das Sonett wurde allerdings später verworfen, ebenso die titellosen Verse aus der Berliner Zeit über die *«Wichtelmännchen»*, die *«Wichtelgötter»* leugnen. Diese Verse richteten sich gegen Heine. Solche Männchen bekehren sich laut Keller gern zu *«Götterkäuzen»*, die *«blasphemieren oder sich bekreuzen»*.

In der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts muss die allgemeine Tendenz zum Materialismus und zum Darwinismus in kirchlichen Kreisen offensichtlich des öftern zu eigenartigen Reaktionen geführt haben. Besonders halbherzige Protestanten suchten ihre Zweifel durch missverstandene religiöse Riten zu ersetzen. Erzürnt schrieb Jacob Burckhardt — er hatte bekanntlich sein Studium mit vier Semestern Theologie begonnen — 1878 im Zusammenhang mit der Wahl eines «Reformpfarrers» in Kleinbasel an Friedrich von Preen: *«Das aber verstehe ich nicht, mit welcher Stirne ein Reformter die Kanzel besteigt, um u. a. Ritualien abzuhalten, an deren Wort-sinn er nirgends glaubt!»* Vierzehn Jahre später äusserte er sich demselben Adressaten gegenüber im Sinne einer teils ungewöhnlich optimistischen, dann aber gewohnt pessimistischen Zukunftsvision. Im 20. Jahrhundert, schreibt er, würden wohl die *«Karikaturen»* der Reformpastoren und -professoren nicht mehr vorhanden sein; das sei gut so, denn eine *«falschere Position»* habe es unter der Sonne noch nie gegeben³.

Die grosse Ähnlichkeit mit Kellers Kritik ist nicht weiter erstaunlich. Die *«Lebenslinien»* der beiden Schweizer haben sich ja trotz ganz anderer Herkunft und gegensätzlicher politischer Ansichten, *«in zwei grossen asymptotischen Kurven aufeinander zu bewegt»*. Dies das Bild Werner Kaegis. Erstaunlicher ist die Parallele zu einigen kritischen Anmerkungen im Vortrag *«Zur gegenwärtigen Lage des Protestantismus»*, den Adolf von Harnack kurz nach dem Tode Kellers gehalten hat. Der aus Estland stammende hervorragende Gelehrte und wichtige Vertreter geistlicher Gremien hatte sich im Unterschied zu Burckhardt und Keller nie von der Institution Kirche distanziert.

In der Mitte des Vortrags sagt er: *«Die Sakramente werden in unevangelischer Weise vom Wort getrennt und ihnen neben diesem ein besonderer geheimnisvoller Wert beigelegt. Der Puritanismus des Protestantismus wird durch Redensarten wie «die heiligen Gefässe» und viele ähnliche sowie durch eine Art von Heiligkeit, die man gottesdienstlichen Dingen, Formen und Zeiten beizulegen anfängt, gröblich verletzt.»* Der Anlass für solche anfechtbare Veränderungen, sagt Harnack kurz vorher, sei in *«einer liturgischen Katholisierung unserer Kirchen»* zu suchen. Noch aber gebe es Gegenkräfte, heisst es am Schluss des Vortrags — *«die stetige Stimmung des Herzens im kindlichen Vertrauen auf Gott»*. — Von einem ähnlichen kindlichen Vertrauen predigt Jukundus im Wald, als das Paar sich endlich versöhnt und sein Lachen zurückgewonnen hat.

Harnack bezieht sich selbstverständlich auf deutsche, vorwiegend lutherische Kirchenfragen und nicht auf schweizerische Reformtheologie. Schwanau und Seldwyla lagen weit weg von seinem Wirkungskreis. Die Pseudosymbolik des Pfarrers von Schwanau steht im Kontrast zur kindlichen Frömmigkeit des Seldwylers Jukundus. Ihm ist Verbalinspiration

fremd; er glaubt an die Solidarität mit der Natur. Wie ihm seine Frau im Wald nach ihrer Enttäuschung mit dem Kleriker die Gretchenfrage stellt, was sie nun mit der Religion oder mit der Kirche machen wollten, antwortet er lakonisch «Nichts», fährt dann allerdings «nach einigem Sinnen» fort: «Wenn sich das Ewige und Unendliche immer so still hält und verbirgt, warum sollten wir uns nicht auch einmal eine Zeit ganz vergnügt und friedlich still halten können?» (429) Das Gerede der meisten Theologen findet er aufdringlich und platt. Sein Andachtsraum ist die Natur; er verherrlicht sie nicht, fühlt sich aber mit ihr solidarisch. Justines Beziehung zum Numinosen ist komplizierter.

Enttäuscht durch die Institution Kirche, wird die «*obdachlose Frauenseele*» (402) durch Zufall, und nicht nur durch ihn, zu anderen Obdachlosen, zur armen Witwe Ursula und deren Tochter geführt. Fast ist man versucht zu sagen, ihre Zuneigung zu den Sektierern gleiche ein wenig der Zuneigung der meisten neuzeitlichen Schriftsteller zu religiösen Dissidenten. In diesem Fall ist Justines Zuneigung, im Gegensatz zur früheren Schwäche für die Theologie des Pfarrers, ganz echt.

Die Witwe und ihre Tochter hatten Zuflucht bei namenlosen Predigern gefunden, die abseits der Dörfer sie und andere «*dunkle Seelen*» zu trösten versuchten. Im Wald predigten und sangen die armen Leute gar andächtig «*zwischen Gebüsch und Unkraut*» (407). Der Name Ursula erinnert natürlich an die gleichnamige Erzählung in der Reihe der Zürcher Novellen, in der das Sektierertum allerdings in seiner dämonischen Zwielfichtigkeit dargestellt wird. Der Kontrast zur imponierenden Lichtgestalt Zwinglis ist dabei evident. Beide Novellen gehen in ihrer Entstehung auf die Berliner Zeit zurück; «Ursula» aber ist erst nach der Publikation des «Verlorenen Lachens» ausgearbeitet worden.

Ein Geistesverwandter Heinrich Langs, der liberale Pfarrer Conrad W. Kambli, hat kurz nach dem Tode Kellers eine kleine Monographie verfasst, in der er sich zur Rüge berufen fühlt, dass Keller eine Sektiererin im «Verlorenen Lachen» so ergreifend schön dargestellt und kurz danach ihre Beschränktheit gezeigt habe. Das heisse doch wahrlich, «*um für das triviale Verfahren auch ein triviales Bild zu brauchen: nur den Kegel, den man selber aufgestellt hat, umwerfen.*»

Wo sich religiöse Fragen mit ästhetischen kreuzen, genügen triviale Erklärungen sicher nicht, am wenigsten in Kellers Augen, Kambli urteilte auch sonst in gewissen Sparten recht einfach; zum Beispiel schätzte er die Freskogemälde in der reformierten Kirche seiner Pfarrgemeinde Horgen ähnlich hoch ein wie der Pfarrer von Schwanau den neuen Bilderdienst, der in der dortigen Gemeinde wegen der modernen Aufgeklärtheit als ästhetisches Reizmittel notwendig geworden war (359). Kambli lobte 1875 die (heute freilich ins Bauwerk nicht schlecht integrierten) theatralisch-erbau-

chen Kunstwerke des Tessiners Cattaneo⁴; Kellers Pfarrer freute sich an den silbernen Prunkstücken, die man nun zur Erbauung nötig hatte, «*zumal ein leerer Tabernakel mehr Platz hat als ein besetzter*» (359).

Die Weltanschauung der politisch oder religiös Liberalen fusst meist auf einem Individualismus, der sich bis zur neumodischen Neigung, sich selbst zu verwirklichen, steigern kann; solche Liberale werten im allgemeinen die persönliche Freiheit höher als soziale Bindungen. Toleranz gilt alles; der Glaube an deren absoluten Wert wird fragwürdig, sofern Toleranz auch intoleranten Ideologien gegenüber vorgeschlagen wird.

Gottfried Keller, der jede romantische Ichbezogenheit stets als Schwächung einer lebendigen Gemeinschaft empfunden hat, durchschaut bestimmte Konsequenzen des Liberalismus klarer als die meisten seiner Zeitgenossen. Seine kritische Auseinandersetzung der Reformtheologie ist ein Beleg dafür, dass ihm, dem Gegner aller gottesdienstlichen Verpflichtungen und kirchlicher Institutionalisierungen, die Kirche als solche nicht ganz so gleichgültig war wie der Mehrzahl seiner bedeutenden Berufskollegen. Das satirische Bild des Pfarrers von Schwanau zeigt sowohl die Vorbehalte gegen bestimmte Formen des weltanschaulichen Liberalismus, wie auch seine Anteilnahme an Fragen der Liturgie — nicht aufs schönste, aber aufs beste.

¹ H. Lang, «Religiöse Reden», Zürich ²1876, S. 46. Verblüffend, wie sehr Langs Botschaft einer in Eugen Drewermanns Bestseller «Kleriker» (1989) beiläufig ausgedrückten Botschaft ähnelt. — Mein späteres Zitat aus der Bettagspredigt S. 362, 370. — ² Mehr darüber in meiner umfangreichen Arbeit «Kirchen ohne Dichter?», die vermutlich bei R. Brockhaus erscheinen wird. — ³ Burckhardts Brief Nr. 1409 vom 26. Dezember 1892 an Friedrich von Preen, in: J. B., *Briefe*, hg. Max Burckhardt, Bd. X, Basel, 1986. Mein Zitat aus Brief Nr. 77 vom 7.7.1878, a.a.O. Bd. VI. Eine beiläufige Erwähnung dieser Wahl auch im Brief 1218 a. d. Jahr 1888. — ⁴ Kamblis Rede zur Enthüllungsfestlichkeit in: «Die Fresko-Gemälde in der reformierten Kirche in Horgen am Zürichsee. Gemalt von A. B. Cattaneo. Mit Text von C. W. Kampli, Pfarrer. Zürich», 1875. S. 7 wird der Gegensatz zu Kellers Kunstauffassung klar; Kampli schreibt u. a.: «die Kunst des Volkes ist stets eine Kunst grossen, erhabenen Styls, die Poesie zu ebener Erde, die immanente Frömmigkeit und Religiösität, die in Erscheinungen der Alltagswelt liegt, versteht das Volk nicht, dazu bedarf es schon eines geübten Auges und eines durchgebildeten Sinnes.»